

III. 43. D

Helmut Kehrl

Freiburg

„Is ja gut“, sagte der SS-Mann - und glaubte beiden nichts

1. Mai 1945: Der 17-jährige Arbeitsdienstmann muss Abschied nehmen von **Wittstock**, eine Woche des Nichtstuns, bester Verpflegung, nur ohne Salz. Die Einheit sollte Teil der Armee Wenck werden, die den Weg nach und von **Berlin** offen halten und die Rote Armee zurückschlagen soll. Ihr Hauptfeldmeister bekam am 30.4. Befehl, die Abteilung zwischen den beiden Fronten möglichst ohne Feindberührung nach **Holstein** zu führen. Dann ein Gewaltmarsch von 64 km: bis **Plau** und **Gallin**, 10km westlich des Plauer Sees. Sie kommen an einer von SS bewachten Häftlingsschar auf einem Todesmarsch vorbei, am Rand zwei Häftlinge, die sich nicht mehr rühren. Am Abend Appell auf dem Hof des Bauernhofs: Hitler „in heldenhaftem Kampf gefallen“. Der Chef will die Truppe über **Goldberg** nach **Wismar** führen. Mit der Karte des Vaters sieht er und sein Freund Konrad eine bessere Alternative: mehr nach Westen. Sie verstecken sich, bleiben zurück, lassen auch einen fußkranken Kameraden am Weg zurück, der einfach nicht mehr will. Ein SS-Lastwagen nimmt sie mit bis **Parchim** mit – „Einheit verloren“ sagen sie, „Iss ja gut“, sagt der SS-Mann und glaubt kein Wort. Sie schaffen es in US-Gefangenschaft: vier Wochen in einem riesigen Camp auf den Elbwiesen bei **Neuhaus**. Dann Übergabe an Engländer, nach **Eutin** in eine Schule, sehr wenig zu essen. 15.6.: Sie werden entlassen, weil sie sich jünger gemacht haben: 16.6. Bei Rückkehr zu Mutter und Schwester in der **Lüneburger Heide** wiegt er noch 52 kg. Nach dem Krieg trifft er einen Oberfeldmeister seiner Einheit, der sich zu Pferd davon gemacht hat. Er erzählt, die Einheit sei in die Hände der Russen gefallen. Er würde nun gern wissen, welches Schicksal seine Kameraden erlitten haben. Der Text ist die Kopie eines Skripts, das Helmut Kehrl 2002 im Zug einer Korrespondenz mit Günter de Bruyn geschrieben hat.

Go West vom Planer See

Ein 17-Jähriger Arbeitsdienstmann desertiert am 2. Mai 1945

Am 1. Mai wurden wir noch eine Stunde früher geweckt als sonst. Ich denke, es wird um halb sechs gewesen sein. Damals fand ich es vielleicht gar nicht so früh. Und ein paar Millionen meiner Mitbürger müssen auch jetzt noch täglich um 5.30 aus dem Bett. Aber ich bin inzwischen ein Rentner von 77 Jahren. Vor acht stehe ich für niemanden auf der Welt auf.

In Wittstock an der Dosse war es natürlich zwischen fünf und sechs Uhr morgens schon taghell. Die Sommerzeit ist ja keine Erfindung von Adenauer. Die Nazis hatten sie in ihrem Krieg wiederentdeckt. Aber schon im Krieg von Wilhelm II. war irgendein Sparkommissar auf die Idee gekommen, dass die Volkswirtschaft Strom sparen kann, wenn man morgens eine Stunde früher der Arbeit widmete. Der Abschied von Wittstock war den 17-jährigen Arbeitsdienstmännern einerseits unsympathisch, andererseits weniger bedrohlich für die nahe Zukunft.

In Wittstock waren wir eine Woche lang stationiert gewesen und hatten einen sonnigen Lenz. Es gab kein Ausbildungsprogramm mehr, keine Übungen, keine Arbeiten mit Schaufel und Spaten. Wer

Lektüre hatte, las. Wer auf Musik scharf war, stellte das Radio an. Wer Skat spielen konnte wie ich, spielte Skat. Nun sollten wir wieder marschieren.

Wer noch Erinnerungen an die chaotischen letzten Wochen des Krieges hat oder sich Kenntnisse anlesen konnte, mag höchst verwundert sein, dass 150 junge, gut ernährte Arbeitsdienstmänner zwischen anrückenden amerikanischen Truppen aus Westen und russischen aus Osten, zwischen Flüchtlingstrecks, Verwundeten-Transporten, Tiefflieger-Angriffen und Kanonendonner eine Woche lang friedlich in einer Baracken-Siedlung in einer brandenburgischen Kleinstadt eine Art von Urlaub machten.

Für den Autor und viele seiner Kameraden waren diese Tage nur dadurch getrübt, dass sie Sodbrennen vom Feinsten hatten. Das hing damit zusammen, dass es zwar reichlich Brot und Kartoffeln, Margarine und Kohl und sogar Fleisch von Rind und Borstenvieh gab, aber Null Gramm Kochsalz. Leser, die ein eigenes Backgerät haben, sollten einmal probieren, Roggenbrot mit Sauerteig ohne Salz zu backen. Hat man das salzlose Brot mit Margarine und Vierfruchtarmelade bestrichen, schmeckt es zwar zunächst ganz passabel, aber die Speiseröhre brennt nach zwei Stunden wie das höllische Feuer.

Dass wir vom 24. April bis zum 1. Mai müßig am Dosse-Strand lagen, hatte diesen Grund: Nach Hitlers Befehl sollte General Wenck aus allen denkbaren Ersatz-Einheiten von Heer, Luftwaffe und Arbeitsdienst, die zwischen der Elbe und Berlin stationiert waren, schnell, schnell, schnell eine Armee aufstellen. Sie sollte Berlin vor einer Umzingelung bewahren, die Rote Armee vernichten und den Endsieg vor den Toren der Hauptstadt erkämpfen. Millionen Berliner redeten wochenlang von dieser angekündigten Geisterarmee, die hohen Offiziere in Hitlers Bunker glaubten an sie und bei jeder neuen, bösen Nachricht über weitere Geländegewinne von Konjews roten Truppen soll Hitler voller Zorn aufgejault haben: "Wo bleibt denn Wenck?"

Der Stab dieses Generals hatte wohl veranlasst, dass unsere Arbeitsdienst - Abteilung aus dem verschlafenen Dorf Karstadt, einer Bahnstation an der Hauptstrecke von Berlin nach Hamburg, 60 km nach Osten in den „Bereitstellungsraum“ seiner virtuellen Armee verbracht werden sollte, nach Wittstock eben.

Obwohl der Kraftstoff ja eher knapp war, wurden wir auf Lkw dorthin gekarrt, weil auf die Bahn kein Verlass mehr war. Die nicht mehr präzise funktionierende Reichsbahn war übrigens auch der Grund für unser Sodbrennen durch Mangel an Kochsalz. Es gab ja auch in den letzten Wochen von Hitlers Krieg funktionierende Mühlen, die Getreide, aber keine Treibriemen hatten, Flugzeuge mit Sprit, aber ohne Reifen und Uniformfabriken mit vollen Stofflagern, aber ohne Nähgarn. Es kam am Ende des Bombenkriegs nicht mehr zusammen, was zusammen gehörte.

Einigen Jungs aus Berlin, die lieber allein unbewaffnet nachhause wollten, als mit Karabiner oder Panzerfaust dem General Wenck zu dienen, war die Verlegung nach Wittstock nicht unwillkommen.

Von dort waren es „nur noch“ 120 km nach Berlin, 180 km wären es noch von Karstadt gewesen. Und so hatte unsere Abteilung in den schönen Tagen von Wittstock einige „Abgänge“ solcher Kameraden, die selbst entscheiden wollten, wann der Krieg für sie zu Ende wäre.

Ob es nun ein höherer Arbeitsdienstführer in Berlin war, der die jüngsten Männer des Reichsarbeitsdienstes nicht mehr in der letzten Kriegswoche verheizen lassen wollte oder ein einsichtiger Offizier im Stab von Wenck, der die heran gekarrten Truppen wenigstens theoretisch auf ihre Tauglichkeit zum Endkampf mit der Roten Armee überprüft hatte und bei unserer Abteilung zu einem negativen Ergebnis gekommen war, kann niemand mehr recherchieren.

Aber unser Hauptfeldmeister (ranggleich mit einem Hauptmann) bekam am Abend des 30. April den Befehl, die Abteilung zwischen den Fronten möglichst ohne Feindberührung in Richtung Holstein marschieren zu lassen. Ob der befehlende RAD-Führer oder Heeres-Offizier wusste, dass sich sein Oberbefehlshaber schon am Nachmittag dieses Tages umgebracht hatte, ist eher unwahrscheinlich. Jedenfalls hatte er den Befehl unserem Chef gegenüber nicht so begründet, sondern mit der spärlichen Ausbildung und der fehlenden Bewaffnung unseres Haufens.

Am 1. Mai machten wir einen Gewaltmarsch von 64 km: von Wittstock ging es auf kaum von anderen benutzten kleinen Straßen und Wegen über Freyenstein, Meyenburg, Plau in den winzigen Weiler Gallin, 10 km westlich des Plauer Sees. Noch nie hatte irgendeiner von uns an einem warmen Tag in voller Montur und mit dem Tornister auf dem Rücken eine solche Strecke bewältigt. Aber wir waren ja gut ernährt und ziemlich fit. Nur drei von unserer Truppe machten schon kurz nach Wittstock „die Fliege“. Weiteren verging dann der Wunsch, sich selbständig zu machen: An einem starken Ast an einer Waldlichtung hingen zwei erdrosselte Soldaten des Heeres mit einem Schild um den Hals: "Ich war zu feige, für Deutschland zu kämpfen."

Noch an eine zweite Begegnung auf dem langen Marsch erinnere ich mich mit Schrecken. Wir überholten ausgemergelte Männer mit blaugestreiften Drillchanzügen, die mühsam schlurften und von bewaffneten SS-Männern zu schnellerem Tempo angetrieben wurden. Am Wegesrand lagen zwei Häftlinge, die sich nicht mehr rührten. Ob sie durch Entkräftung oder durch Kugeln aus dem Karabiner 98k zu Tode gekommen waren, konnten wir nicht sehen. Diese beiden Begebenheiten haben gewiss tausende anderer Kriegsteilnehmer auch irgendwo erlebt. Sie sind oft beschrieben und durch Fotos dokumentiert worden. Ich erzähle meine Geschichte immer dann, wenn wieder einmal jemand behauptet, wir Deutschen hätten einen sauberen Krieg geführt.

Nach 14 Stunden Marsch mit kleinen Pausen bezogen wir in einem schönen Bauernhof in Gallin noch bei Tageslicht Quartier in einer großen Scheune. Wir waren alle ziemlich fertig. Kaum hatten wir ein paar Brote gegessen und warmen Tee getrunken, wurden wir schon wieder auf den gepflasterten Hof zum Appell gerufen. Der Oberstfeldmeister las uns eine Meldung vor, die er am Radio der Bauersleute mitgeschrieben hatte.

Danach war „der Führer an der Spitze seiner Truppen im heldenhaften Kampf um Berlin gefallen“. Die Mehrzahl von uns hat das geglaubt. Ich auch. Und viele von uns waren voller Rührung, Beklemmung und Angst. Aber von Stund an glaubte nun keiner mehr an den Endsieg. Wir hofften nur noch auf ein Überleben.

Das wollte uns unser Chef dadurch ermöglichen, dass er uns - wie ihm befohlen - zwischen den Fronten, die auf 20-30 km aneinandergerückt waren, nach Holstein führte. Er gab uns sogar, was sonst nicht üblich war, die Marschroute an: Wir sollten über Goldberg und die jetzige B121 nach Sternberg und weiter nach Wismar marschieren. Vom Plauer See konnte man schon Artilleriefeuer deutscher Kanonen gegen die Russen (oder umgekehrt) hören. Weiter als 10 km entfernt konnte das nicht sein.

Mit meinem Freund Konrad hatte ich in dem ursprünglichen Domizil der Abteilung in Karstadt nicht nur das Doppelbett geteilt. Von Sexta bis Untersekunda war ich in Berlin mit ihm in der gleichen Klasse und danach eineinhalb Jahre in derselben Batterie Flakhelfer gewesen. Wir waren seit acht Jahren ein gutes Team. Nach dem nächtlichen Gedenk-Appell zu Hitlers Tod entfernten wir uns ein Stück vom großen Haufen und hielten trotz Übermüdung noch eine geflüsterte Lagebesprechung ab. Zwei Wochen zuvor, als mein Vater zu Ostern in der Stellung in Karstadt zu Besuch war, hatte ich von ihm eine perfekte auf Leinen aufgezugene Landkarte im Maßstab 1:100 000 bekommen. Im Osten reichte sie fast bis Berlin, im Westen fast bis Hannover, im Norden über Hamburg hinaus. Irgendwann in den nächsten Wochen würde sich alles auflösen, hatte mein Vater gesagt. Und dann wäre es vielleicht gut, wenn ich mich allein orientieren könnte.

Diese Karte studierten wir nun mit der Taschenlampe. Das von unserem Chef als erste Etappe angekündigte Goldberg schien uns die falsche Richtung. Das lag ja genau nördlich von unserem Bauernhof. Und wir hatten das Gefühl, dass uns nur ein Weg stracks nach Westen vor russischer Gefangenschaft retten könne. Ob wir solche Überlegungen vor einem lebenden Adolf Hitler verantwortet hätten, haben wir uns damals nicht gefragt. Er war ja tot. Und so beschlossen wir, uns am nächsten Morgen unerlaubt von unserer Truppe zu entfernen und nach Westen zu marschieren.

Sobald es hell geworden war, hörten wir den Geschützdonner schon erheblich näher als am Vorabend. Die Truppführer trieben ihre 17jährigen „Männer“, die verschlafen aus dem Heu krochen, zur Eile an. Beim Zählappell fehlten wir zwei. Wir hatten uns tief ins Heu verkrochen. Vorgesetzte und Kameraden kamen zurück in die Scheune und riefen immer wieder unsere Namen. Wir hielten den Atem an. Wir blieben unsichtbar. Der Chef drängte, wie wir hören konnten, auf Abmarsch. Das nahende Geschütz-Feuer hatte ihn wahrscheinlich schon hübsch nervös gemacht. Nachdem die letzten abmarschiert waren, warteten wir noch 10 Minuten, denn die ersten 1000 m mussten wir in die gleiche Richtung gehen.

Einen gehörigen Schreck bekamen wir, als wir nach einer Viertelstunde einen unserer Kameraden gehunfähig an einem Baum sitzen sahen. Er bedeutete uns, er könne nicht weiter, wies uns aber den

Weg, den die anderen genommen hätten. Wir wollten uns gerade in die gezeigte Richtung aufmachen, um erst nach der nächsten Kurve einen Haken zu schlagen, als wir Pferdegetrappel hörten. Konrad legte den Zeigefinger an den Mund und wir verschwanden hinter einem Busch.

Auf dem Pferd saß der Oberfeldmeister, der Stellvertreter des Chefs, und machte den Fußkranken zur Sau. Der versicherte, er habe sich beide Füße durchgelaufen und könne keinen Schritt mehr gehen. Trotz aller Drohungen blieb der Junge bockig. Auch die Mitteilung, dass die Russen nahe seien, brachte ihn nicht auf die Beine. Von uns sagte er kein Wort. Der berittene RAD-Führer galoppierte davon. Auch mit uns wollte der Fußkranke nicht weiter. Er hatte ja verstanden, dass wir uns dünn machen wollten. Wir wünschten uns gegenseitig eine gesunde Heimkehr.

Nachdem wir um die nächste Biegung herum waren, nahmen Konrad und ich einen großen Schluck Wasser zur Beruhigung aus der Feldflasche. Hätten wir einen Schnaps gehabt, hätten wir lieber den getrunken. Noch 5 km nach Lübz, zeigte ein verblichenes Holzschild im Wald an. Dieser Ort war danach für Jahrzehnte meinem Gedächtnis entfallen, bis ich im Jahr 2000 einen TV-Spot für Lübzer Pils sah. Nie hätten wir damals geglaubt, dass in diesem kleinen Ort Pilsener für die Besserverdiener gebraut werden würde.

Die (jetzige) B 191, die wir kurz vor der kleinen Stadt erreichten, war voller Fuhrwerke, ziviler und militärischer Lastwagen, Fußgänger und Radfahrer: Go West! Als uns ein Lkw sehr langsam überholte, winkten uns Soldaten der Waffen-SS und luden uns auf ihren Wagen ein. Sie führen nach Schwerin, sagte uns einer. Wir stammelten, wir hätten unsere Abteilung verloren, weil wir nach einem endlosen Marsch nicht wach geworden und den Abmarsch verpasst hätten (was ja noch in der Nähe der Wahrheit war). "Is ja jut" sagte der SS-Mann und glaubte uns kein Wort. Ich breitete meine Landkarte aus, fand Schwerin zu wenig westlich. In Parchim sprangen wir auf einem durch Stau erzwungenen Stopp von dem Lkw, riefen „vielen Dank" und verschwanden zwischen den Bürgern von Parchim.

Dass die Stadt Parchim einmal eine Burg für ihre sorbischen Herrscher hatte, dass sie zwei besonders schöne, große gotische Backstein-Kirchen in ihren Mauern beherbergte, haben wir nicht gesehen und wenn doch, hätten sie uns nicht interessiert. Für uns Großstädter war es eine kleine Provinzstadt mit ärmlichen Häusern auf der Durchgangsstraße. Trotzdem erwies sich Parchim für uns als Quelle des Wohlstands. In einer Bäckerei konnte jeder für RM 0,50 ohne Brotmarken ein Kommissbrot kaufen. Konrad bekam sogar zwei. Ich hatte den Job, zwei Fahrräder zu „requirieren", was mir natürlich nicht gelang. Ein waffenloser 17-jähriger Arbeitsdienst-Mann konnte am 2. Mai 1945 keine Drohkulisse mehr aufbauen.

Aber scheinbar herrenloses Gut gab es zuhauf an den Straßen: Gewehre, Stahlhelme, Kleinmöbel, Autos ohne Benzin waren weggeworfen, von Fuhrwerken heruntergefallen, stehengelassen worden. 500 m nach dem Ortsausgang fanden wir ein klapperiges, aber fahrfähiges Rad im Straßengraben. Es sollte uns als Packesel auf unserem Weg nach Spornitz dienen.

Dieses Dorf erreichten wir bei Einbruch der Dunkelheit. Der Tag unserer Desertion war zwar aufregend, aber nicht sehr anstrengend verlaufen. Doch der Gewaltmarsch vom 1. Mai steckte uns noch in den Knochen. Wir schlichen uns in eine Scheune, kauten einige trockene Scheiben von unserem gewaltlos eroberten Brot und schliefen schnell ein.

Nachts um drei wurden wir beide von dröhnenden Panzerketten geweckt. Die Erschütterung der asphaltierten Landstraße pflanzte sich bis in unsere Scheune fort. Wir versuchten herauszuhören, ob die Panzer von links nach rechts oder umgekehrt fuhren. Von links hätten es Amerikaner sein müssen, von rechts die Russen. Auf die Idee, dass deutsche Panzer noch zwischen Spornitz und Parchim unterwegs sein könnten, kamen wir mit Recht nicht. Aus unserem Versteck trauten wir uns nicht heraus. Wir hätten auch keinen neuen Plan gehabt, wenn es erdbraune statt kakhifarbener Feinde gewesen wären. Wir schliefen wieder ein.

Erst um 10 Uhr vormittags packten wir unsere Ränzlein, luden sie auf „unser“ Fahrrad und marschierten durch Spornitz. Eine Landfrau fragten wir nach den nächtlichen Panzern. „Parchim ist heute Morgen von den Amerikanern besetzt worden. In Neustadt werden alle deutschen Soldaten entwaffnet.“ Noch 7 km trennten uns von unserem Ziel, amerikanische Kriegsgefangene zu werden. Unsere Beine wurden wieder leicht und lebendig. Die Sonne schien. Unser Krieg war in Neustadt an der Glewe zu Ende.

Die Gefangenschaft war für uns kurz. Vier Wochen lagen wir in einem riesigen Camp auf den Elbwiesen bei Neuhaus. Bei der Registrierung machten wir uns beide ein Jahr jünger, weil man erzählte, dass Kriegsgefangene, die noch nicht 17 Jahre waren, schneller entlassen würden. In den ersten drei Tagen unserer Kriegsgefangenschaft wurden wir von den Siegern überhaupt nicht ernährt. Aber wir hatten ja noch ein Parchimer Schwarzbrot. Vom vierten Tag an gab es für jeden ein Viertel jener Verpflegungsration, die amerikanische Soldaten dann bekamen, wenn sie sich nicht mit Frischem aus dem eroberten Land ernähren konnten. Es waren jene großen Kartons, die nach Ende des Krieges, als die US-Army keine trockene Notverpflegung mehr brauchte, von der Hilfsorganisation CARE im Auftrag freundlicher Sponsoren an hungernde belgische, französische, italienische und dann auch deutsche Familien geschickt werden konnten.

Diese Viertel-Ration amerikanischer GI, also ein Viertel CARE-Paket, hatte 900 Kilokalorien. Diese Hungerration machte junge Männer natürlich jeden Tag ein Pfund leichter. Nach vier Wochen übergaben uns die amerikanischen Sieger den britischen, weil Neuhaus an der Elbe Teil der britischen Besatzungszone war und die Sieger untereinander vereinbart hatten, jeder müsse die Gefangenen auf seinem eigenen Besatzungsgebiet bewachen und ernähren. Das fiel den Engländern natürlich viel schwerer. Die Amerikaner hätten jedem Kriegsgefangenen in Deutschland natürlich leicht die doppelte Verpflegungsration geben können.

Die Aushungerung (ohne Verhungering) deutscher Kriegsgefangener sollte aber schon ein Stück Bestrafung oder Umerziehung sein. In den riesigen Gefangenenlagern auf den Rheinwiesen in

Andernach, Kreuznach, Remagen und Sinzig, wo 1,5 Millionen deutsche Soldaten gefangen waren, hat diese Politik zwischen März und Juli 1945 sogar dazu geführt, dass zigtausende Kriegsgefangene wirklich verhungert sind. Das war vermutlich mehr Schlamperei als Vorsatz. Aber für die deutschen Soldaten, die den Krieg nun gerade noch heil überstanden hatten, war es eher egal, ob man sie absichtlich oder versehentlich verhungern ließ. Kollateralschäden nennt man das heute.

Bei den Briten war es kein böser Wille, dass sie uns nichts zu essen gaben. Die hatten selbst verdammt wenig und mussten die Ernährung der eigenen Mannschaften oft genug mühsam improvisieren. Aber erst einmal fuhren uns unsere neuen Bewacher auf sehr eleganten Trucks elbabwärts, an Hamburg vorbei nach Holstein. Eine Schule in der Nähe von Eutin wurde für die nächsten zwei Wochen unser Quartier. Am Dorfrand sammelten wir Brennesselblätter. Ganz köstlich wurde die klare Brühe aus der *Urtica dioica*, wenn wir einige glitschige, rote Schnecken hineinkochten. Und in Holstein gab es - im Gegensatz zu Wittstock in Brandenburg - Kochsalz satt! Ich fand, unsere Schnecken-Brennesselsuppe schmeckte wie Hühnerbrühe.

Am 15. Juni wurden wir als zu jung mit dem Entlassungsschein D 2 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Unser Trick mit der Verjüngung um ein Lebensjahr war wunderbar aufgegangen. Ich war mit 66 Kg in Wittstock/Dosse losmarschiert. Bei meiner Heimkehr zu Mutter und Schwester in der Lüneburger Heide wog ich noch 52 Kg. Für eine Größe von 1,79 war das nicht viel. Aber ich genoss jeden Tag. Niemand wollte mich mehr herumkommandieren oder mich erschießen. Es war Frieden.

Im November 1945 fuhr ich von meinem zweiten provisorischen Nachkriegs-Wohnsitz im Ruhrgebiet mit einem richtigen, allerdings ungeheizten Zug 300 km nach Braunschweig. In der Nähe dieser Stadt sollte ich in einem Bunker für ausgelagerte Wertsachen ein paar Broschen und Foto-Alben meiner Mutter und meine geliebte Briefmarkensammlung finden. Auf dem Vorplatz des Braunschweiger Bahnhofs sah ich einen Mann in ordentlichem Zivil, den ich zu kennen schien. Ich wusste nur nicht, woher. Ich trug immer noch die Arbeitsdienst -Uniform, weil ich nichts anderes hatte.

Ehe ich noch zu Ende gedacht hatte, woher ich den Zivilisierten kennen könnte, kam er auf mich zu. Meine Uniform hatte ihm einen Hinweis gegeben, woher er mich kannte. Es war jener Oberfeldmeister auf dem Pferd, vor dem ich mich am zweiten Mai zwischen Gallin und Lübz hinter den Büschen verstecken musste. Nie hätte er gedacht, dass er einem Kameraden (ha,ha!) aus der Abteilung so bald wieder begegnen würde. Ich war natürlich neugierig, was aus den anderen nach dem Abmarsch in Richtung Goldberg geworden war. Der Hauptfeldmeister habe sich verkalkuliert, sagte der frühere Reitersmann. Sie seien gar nicht bis Goldberg gekommen, sondern schon eine Stunde nach ihrem Aufbruch einer russischen Infanterie-Einheit in die Hände gefallen.

Nur er nicht. Als er die ersten Russen aus der Ferne gesehen hätte, habe er seinem Pferd die Sporen gegeben und sei nach Westen galoppiert. Der Gentleman hatte also seine 140 Berliner Jungs seinem Chef und den Russen überlassen. Ich habe mich rasch von ihm verabschiedet. Sein Kamerad mochte ich nicht sein.

Vor einigen Wochen kamen mir bei der Lektüre von Günther de Bruyns „Zwischenbilanz“, in der er „sein“ Kriegsende literarisch sehr viel perfekter aufgearbeitet hat, als ich das kann, meine eigenen Erinnerungen an das Ende des Zweiten Weltkriegs wieder hoch. Ich habe mit Konrad telefoniert. Er wusste nicht mehr sehr viel. Ich habe stundenlang Landkarten von Brandenburg und Mecklenburg studiert und konnte mich allmählich an alle Ortsnamen, die hier erwähnt sind, wieder erinnern.

Ich bin nicht mehr sehr gesund, doch das Gedächtnis funktioniert noch ziemlich gut. Aber mir ist weder die Bezeichnung unserer Einheit noch Namen meiner damaligen Gefährten wieder eingefallen. Noch nach 60 Jahren würde ich gern wissen, wie es ihnen ergangen ist. Ein schwächlicher nicht sehr großer blonder Junge, der nach dem Krieg Geschichte studieren wollte, ist mir noch in Erinnerung. Er hieß wohl Kalkreuth. Ich erinnere auch noch die Zwillinge, deren Familie irgendwie mit den Verschwörern vom 20. Juli verbunden waren und die sich trotzdem angstfrei über Hitler und seine Paladine so äußerten, dass sie sofort in ein KZ gekommen wären, wenn sie einer unserer RAD-Führer gehört hätte. Aber auch sie sind für mich namenlos.

Statistisch könnten noch hundert dieser alten Kameraden leben. Die Russen haben ja ihre Gefangenen nicht überwiegend umgebracht, sondern nur hungern lassen (wie die Amerikaner). Allerdings nicht nur sechs Wochen wie mich, sondern zum Teil jahrelang. Von denen, die noch leben, könnte ja einer meine Story lesen, sich erinnern, wie ich mich erinnert habe und mir einen kleinen Brief schicken. In dieser Hoffnung habe ich meine Erinnerungen niedergeschrieben.

Freiburg, im September 2002.

Helmut Kehrl